

Kinderseele [Fortsetzung]

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **12 (1922)**

Heft 48

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 48 — XII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 2. Dezember 1922

Flucht in den Traum.

Von Gottlieb Landolf.

Wandernder Vogel,
Deiner Stittche Schwung
Gib mir zum Flug
Zur Stunde der Dämmerung . . .
Düstere Nebel,
Entwirrt aus waldigen Gründen,
Mit flatternden Kränzen
Der Berge Häupter umwinden.
Geister erstehen,
Zorniger Winde Wehen
Greift in die Blätter,
Stürmisch erbraut
Ein finstres Wetter.
Ein Wirbel zerfetzt
Aechzender Bäume Kleid,
Die Windsbraut heßt
Im bunten Gewand
Toten Laubes über das Land —

Und im Toben wimmert das Leid!
Herz, juble du laut!
Hin, wo die Serne graut,
Drängt deiner Sehnsucht Schlag.
In des Sturmes Eile
Krallt sich der Flügel,
Sern versinkt
Hinter Wald und Hügel
Der lichtlose Tag — —
Ob der Wolken Sluten
Schweb ich dahin,
Kein Da und Dort,
Kein Woher, Wohin.
In den Lüften der Flügel Schwingen,
Im Herzen rastloses, pochendes Klingen,
Die Sinne vergessen und schlafen ein —
O Rauch des Lebens, erlöstes Sein!

Kinderseele.

Von Hermann Hesse.

4

Als ich wieder in die Stadt kam, bei der oberen Brücke und weit von unserem Hause, hatte die Dämmerung schon begonnen. Aus einem Kaufladen, hinter dessen Glastür schon Licht brannte, kam ein Knabe gelaufen, der blieb plötzlich stehen und rief mich mit Namen an. Es war Oskar Weber. Niemand konnte mir ungelegener kommen. Immerhin erfuhr ich von ihm, daß der Lehrer mein Fehlen in der Turnstunde nicht bemerkt habe. Aber wo ich denn gewesen sei? —

„Ach nirgends,“ sagte ich, „ich war nicht recht wohl.“

Ich war schweigsam und zurückweisend, und nach einer Weile, die ich empörend lang fand, merkte er, daß er mir lästig sei. Jetzt wurde er böse.

„Daß mich in Ruh,“ sagte ich kalt, „ich kann allein heimgehen.“

„So?“ rief er jetzt. „Ich kann gerade so gut allein gehen wie du, dummer Frag! Ich bin nicht dein Budel,

daß du's weißt. Aber vorher möchte ich doch wissen, wie das jetzt eigentlich mit unserer Sparkasse ist! Ich habe einen Zehner hineingetan und du nichts.“

„Deinen Zehner kannst du wieder haben, heut noch, wenn du Angst um ihn hast. Wenn ich dich nur nimmer sehen muß. Als ob ich von dir etwas annehmen würde!“

„Du hast ihn neulich gern genommen,“ meinte er höhnisch, aber nicht, ohne einen Türspalt zur Versöhnung offen zu lassen.

Aber ich war heiß und böse geworden, alle in mir angehäufte Angst und Ratlosigkeit brach in hellen Zorn aus. Weber hatte mir nichts zu sagen! Gegen ihn war ich im Recht, gegen ihn hatte ich ein gutes Gewissen. Und ich brauchte jemand, gegen den ich mich fühlen, gegen den ich stolz und im Recht sein konnte. Alles Ungeordnete und Finstere in mir strömte wild in diesen Ausweg. Ich tat, was ich sonst so sorgfältig vermied, ich kehrte den Herren-

John heraus, ich deutete an, daß es für mich keine Entbehrung sei, auf die Freundschaft mit einem Gassenbuben zu verzichten. Ich sagte ihm, daß für ihn jetzt das Beerenessen in unserem Garten und das Spielen mit meinen Spielsachen ein Ende habe. Ich fühlte mich aufglühen und aufleben: ich hatte einen Feind, einen Gegner, einen, der schuld war, den man packen konnte. Alle Lebenstriebe sammelten sich in diese erlösende, willkommene, befreiende Wut, in die grimme Freude am Feind, der diesmal nicht in mir selbst wohnte, der mir gegenüber stand, mich mit erschrecken, dann mit bösen Augen anglokte, dessen Sinne ich hörte, dessen Vorwürfe ich verachten, dessen Schimpfworte ich übertrumpfen konnte.

Im anschwellenden Wortwechsel, dicht nebeneinander, trieben wir die dunkelnde Gasse hinab; da und dort sah man uns aus einer Haustüre nach. Und alles, was ich gegen mich selber an Wut und Verachtung empfand, kehrte sich gegen den unseeligen Weber. Als er damit zu drohen begann, er werde mich dem Turnlehrer anzeigen, war es Wollust für mich: er setzte sich ins Unrecht, er wurde gemein, er stärkte mich.

Als wir in der Nähe der Metzgergasse handgemein wurden, blieben gleich ein paar Leute stehen und sahen unserem Handel zu. Wir hieben einander in den Bauch und ins Gesicht und traten mit den Schuhen gegeneinander. Nun hatte ich für Augenblicke alles vergessen, ich war im Recht, war kein Verbrecher, Kampfrausch beglückte mich, und wenn Weber auch stärker war als ich, so war ich flinker, klüger, rascher, feuriger. Wir wurden heiß und schlügen uns wütend. Als er mit einem verzweifelten Griff den Hemdtragen aufriß, fühlte ich mit Inbrunst den Strom kalter Luft über meine glühende Haut laufen.

Und im Hauen, Reißen und Treten, Ringen und Würgen hörten wir nicht auf, uns weiter mit Worten anzu feinden, zu beleidigen und zu vernichten, mit Worten, die immer glühender, immer törichter und böser, immer dichterischer und phantastischer wurden. Und auch darin war ich ihm über, war böser, dichterischer, erfinderischer. Sagte er Hund, so sagte ich Sauhund. Rief er Schuft, so schrie ich Satan. Wir bluteten beide, ohne etwas zu fühlen, und dabei häuften unsere Worte böse Zauber und Wünsche, wir empfahlen einander dem Galgen, wünschten uns Messer, um sie einander in die Rippen zu jagen und darin umzudrehen, wir beschimpften eines des anderen Namen. Herkunf und Vater.

Es war das erste und einzige Mal, daß ich einen solchen Kampf im vollen Kriegerausch bis zu Ende ausfocht, mit allen Hieben, allen Grausamkeiten, allen Beschimpfungen. Zugesehen hatte ich oft, und mit grausender Lust diese vulgären, urtümlichen Fäuche und Schandworte angehört; nun schrie ich sie selber heraus, als sei ich ihrer von klein auf gewohnt und in ihrem Gebrauch geübt. Tränen liefen mir aus den Augen und Blut über den Mund. Die Welt aber war herrlich, sie hatte einen Sinn, es war gut zu leben, gut zu hauen, gut zu bluten und bluten zu machen.

Niemals vermochte ich in der Erinnerung das Ende dieses Kampfes wieder zu finden. Irgendeinmal war es aus, irgendeinmal stand ich allein in der stillen Dunkelheit, erkannte Straßenecken und Häuser, war nahe bei unserem

Hause. Langsam floh der Rausch, langsam hörte das Flügelbrausen und Donnern auf, und Wirklichkeit drang Stückweise vor meine Sinne, zuerst nur vor die Augen. Da der Brunnen. Die Brücke. Blut an meiner Hand, zerrissene Kleider, herabgerutschte Strümpfe, ein Schmerz im Knie, einer im Auge, keine Mühe mehr da — alles kam nach und nach, wurde Wirklichkeit und sprach zu mir. Plötzlich war ich tief ermüdet, fühlte meine Knie und Arme zittern, tastete nach einer Hauswand.

Und da war unser Haus. Gott sei Dank! Ich wußte nichts auf der Welt mehr, als daß dort Zuflucht war, Friede, Licht, Geborgenheit. Aufatmend schob ich das hohe Tor zurück.

Da mit dem Duft von Stein und feuchter Kühle überströmte mich plötzlich Erinnerung, hundertfach. O Gott! O lieber Gott! Es roch nach Strenge, nach Gesetz, nach Verantwortung, nach Vater und Gott. Ich hatte gestohlen. Ich war kein verwundeter Held, der vom Kampfe heimkehrte. Ich war kein armes Kind, das nach Hause findet und von der Mutter in Wärme und Mitleid gebettet wird. Ich war Dieb, ich war Verbrecher. Da drohen war nicht Zuflucht, Bett und Schlaf für mich, nicht Essen und Pflege, nicht Trost und Vergessen. Auf mich wartete Schuld und Gericht.

Damals in der finsternen abendlichen Flur und im Treppenhause, dessen viele Stufen ich unter Mühen erklimm, atmete ich, wie ich glaube, zum erstenmal in meinem Leben für Augenblicke den kalten Aether, die Einsamkeit, das Schicksal. Ich sah keinen Ausweg, ich hatte keine Pläne, auch keine Angst, nichts als das kalte, rauhe Gefühl: „Es muß sein.“ Am Geländer zog ich mich die Treppe hinauf. Vor der Glastür fühlte ich Luft, noch einen Augenblick mich auf die Treppe zu setzen, aufzuatmen, Ruhe zu haben. Ich tat es nicht, es hatte keinen Zweck. Ich mußte hinein. Beim Öffnen der Tür fiel mir ein, wie spät es wohl sei?

Ich trat ins Eßzimmer. Da saßen sie um den Tisch und hatten eben gegessen, ein Teller mit Äpfeln stand noch da. Es war gegen acht Uhr. Nie war ich ohne Erlaubnis so spät heimgekommen, nie hatte ich beim Abendessen gefehlt.

„Gott sei Dank, da bist du!“ rief meine Mutter lebhaft. Ich sah, sie war in Sorge um mich gewesen. Sie lief auf mich zu und blieb erschrocken stehen, als sie mein Gesicht und die beschmutzten und zerrissenen Kleider sah. Ich sagte nichts und blickte niemand an, doch spürte ich deutlich, daß Vater und Mutter sich mit Blicken miteinander verständigten. Mein Vater schwieg und beherrschte sich; ich fühlte, wie zornig er war. Die Mutter nahm sich meiner an, Gesicht und Hände wurden mir gewaschen, Pfaster aufgelegt, dann bekam ich zu essen. Mitleid und Sorgfalt umgab mich, ich saß still und tief beschämt, fühlte die Wärme und genoß sie mit schlechtem Gewissen. Dann ward ich zu Bett geschickt. Dem Vater gab ich die Hand, ohne ihn anzusehen.

Als ich schon in Bette lag, kam die Mutter noch zu mir. Sie nahm meine Kleider vom Stuhl und legte mir andere hin, denn morgen war Sonntag. Dann fing sie behutsam zu fragen an, und ich mußte von meiner Rauferei erzählen. Sie fand es zwar schämlich, schalt aber nicht und schien ein wenig verwundert, daß ich dieser Sache wegen so sehr gedrückt und scheu war. Dann ging sie.



Raphy Dallèves: Grossmutter und Enkelin.

Und nun, dachte ich, war sie überzeugt, daß alles gut sei. Ich hatte Händel ausgefochten und war blutig gehauen worden, aber das würde morgen vergessen sein. Von dem anderen, dem Eigentlichen, wußte sie nichts. Sie war betrübt gewesen, aber unbefangen und zärtlich. Auch der Vater wußte also vermutlich noch nichts.

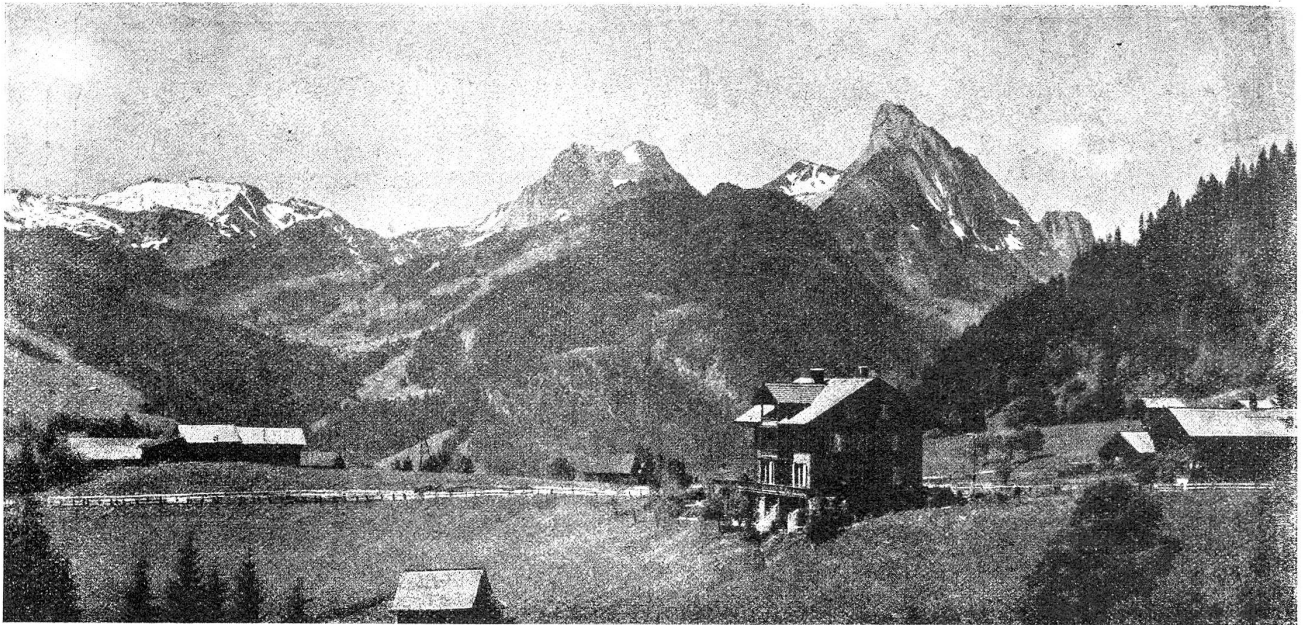
Und nun überkam mich ein fürchtbares Gefühl von Enttäuschung. Ich merkte jetzt, daß ich seit dem Augenblick, wo ich unser Haus betreten hatte, ganz und gar von einem einzigen, sehnlichen, verzehrenden Wunsch erfüllt gewesen war. Ich hatte nichts anderes gedacht, gewünscht, ersehnt, als daß das Gewitter nun ausbrechen möge, daß das Gericht über mich ergehe, daß das Fürchtbare zur Wirklichkeit werde und die entsetzliche Angst davor aufhöre. Ich war auf alles gefaßt; zu allem bereit gewesen. Möchte ich schwer gestraft, geschlagen und eingesperrt werden! Möchte er mich hungern lassen! Möchte er mich verfluchen und verstoßen! Wenn nur die Angst und Spannung ein Ende nahm!

Statt dessen lag ich nun da, hatte noch Liebe und Pflege genossen, war freundlich geschont und für meine Unarten nicht zur Rechenschaft gezogen worden, und konnte nun aufs neue warten und harren. Sie hatten mir die zerrissenen Kleider, das lange Fortbleiben, das versäumte Abendessen vergeben,

weil ich ein wenig müde war und blutete und ihnen leid tat, vor allem aber, weil sie das andere nicht ahnten, weil sie nur von meinen Unarten, nichts von meinem Verbrechen wußten. Es würde mir doppelt schimm gehen, wenn es nun ans Licht kam! Vielleicht schickte man mich, wie man früher einmal gedroht hatte, in eine solche Besserungsanstalt, wo man altes, hartes Brot essen und während der ganzen Freizeit Holz sägen und Stiefel putzen mußte, wo es Schläffale mit Aufsehern geben sollte, die eiren mit dem Stock schlugen und morgens um vier Uhr mit kaltem Wasser weckten. Oder man übergab mich der Polizei?

Jedenfalls aber, es komme wie es möge, lag wieder eine Wartezeit vor mir. Noch länger mußte ich die Angst ertragen, noch länger mit meinem Geheimnis herumgehen, vor jedem Blick und Schritt im Hause zittern und niemand ins Gesicht sehen können.

Oder war es am Ende möglich, daß mein Diebstahl gar nicht bemerkt wurde? Daß alles blieb, wie es war? Daß ich mir alle diese Angst und Pein vergebens gemacht hatte? — O, wenn das geschehen sollte, wenn dies Unausdenkliche. Wundervolle möglich war, darn wollte ich ein ganz neues Leben beginnen, dann wollte ich Gott danken und mich dadurch würdig zeigen, daß ich Stunde für Stunde



Gstaad vom Hornberg aus.

ganz rein und fledenlos lebte! Was ich schon früher versucht hatte und was mir mißglückt war, jetzt würde es gelingen, jetzt war mein Vorfaß und Wille stark genug, jetzt nach diesem Elend, dieser Hölle voll Qual! Mein ganzes Wesen bemächtigte sich dieses Wunschgedankens und sog sich inbrünstig daran fest. Trost regnete vom Himmel, Zukunft tat sich blau und sonnig auf. In diesen Phantasien schlief ich endlich ein und schlief unbeschwert die ganze, gute Nacht hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Schweizerbücher. *)

Von drei Frauenbüchern möchte ich dir noch zum Schluß berichten. Es sind drei Romane. Aber diesmal nicht „Frauenromane“ im herkömmlichen Sinn, wie man sie etwa in den Feuilletons unserer Zeitungen liest: auf jeder neuen Seite ein neuer bunter Handlungsfaden hineingewoben mit Spannung: „Kriegt sie ihn? kriegt sie ihn nicht?“ Die Schweizer Schriftstellerinnen der Gegenwart sind fast auf der ganzen Linie Respektpersonen, vor denen Gottfried Keller, lebte er noch, wahrlich mit größerer Berechtigung den Hut abziehen könnte, als er es seinerzeit vor der Marlitt getan hat. Insbesondere die drei, die hier in Frage kommen, würden sicherlich keine lebhaftere Sympathie finden mit ihren neuen Büchern. Das sind, wie gesagt, keine leichteren Unterhaltungsbücher. Sie sind im Gegenteil voll inneren Lebens, dem man sachte und besinnlich nachgehen muß; sie sind auch voll poetischer Schönheiten; aber diese sind nicht prozig an den Weg gestellt: alle zehn Schritte ein neuer Schönheitsgipfel — nein, man muß sich wachen Geistes und mit empfänglicher Seele zu ihnen hinlesen.

Lilli Haller hat uns schon zwei lebensstarke Novellenbücher geschenkt. Nun gibt sie uns ihren ersten Roman. Einen Ich-Roman, der die Welt im Schicksal einer Frau widerspiegelt. Oder vielmehr dreier Frauen, dreier Schwestern, von denen die eine, die Ich-Erzählerin, die

Hier besprochen sind:

Lilli Haller, Die Stufe, Roman. 378 S. 8°. Geb. Fr. 7. 80. Verlag A. Franke u. G., Bern.

Lisa Wenger, Der Vogel im Käfig. Roman. Verlag Grethlein & Cie., Leipzig/Zürich.

Maria Waser, Wir Narren von gestern. Bekenntnisse eines Einsamen. Roman. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin.

führende Rolle spielt, das Erleben der andern bildet die Folie zum Erleben der Hauptperson; jenes gibt diesem Vertiefung, die eine Handlung fördert und stützt die andere.

Es ist die Geschichte des tapferen Mädchens, das sich allein durchs Leben schlägt und das über zahllose Hindernisse äußerer und innerer Art hinweg unentwegt einen hochgestellten Lebensziele zustrebt. Eine liebeleere Jugend; die Mutter früh gestorben; der Vater im Irrenhaus; die ersten Mädchenjahre in der Fremde im Kampf um das eigene Brot. Nach vier Jahren kommt Anna Richter zurück in die Heimat mit dem Entschlusse, sich den Weg zum Hochschulstudium und durch dieses zu einem Berufe zu bahnen, der ihren Anlagen und Neigungen gerecht wird. Sie quartiert sich in die Wohnung der Schwestern ein, die als Geschäftsangestellte ihrem Brote nachgehen; sie verdient sich durch Privatstunden die Mittel zum Studium, soweit dazu das in der Fremde ersparte kleine Kapital nicht reicht. Schwer lastet das Unglück der Familie auf den einsamen Mädchen; eine böse Großmutter schaut aus dunklem Rahmen auf sie herab; die Erinnerung an die liebeleeren Jahre im Waisenhaus bedrückt ihren Alltag, der Sonntag bringt eine schwere, aber gerneübte Kinderpflicht: den Besuch des Vaters im Irrenhaus; die Geldsorge greift grausam und demütigend in ihr Leben. In allen Ecken der Mädchenwohnung lauert die Einsamkeit. Es gelingt den drei lebens- und liebeshungrigen Menschenkindern nur unvollkommen, das Leben in ihre Räume zu ziehen. Suse, die jüngste, greift völlig fehl bei diesem Suchen nach Lebensglück. Regine, die zweite, begnügt sich resignierend mit einer Reise nach Rußland zum merkwürdigen Freund Vitia und zu seinen Bienen; die Frage nach ihrem Schicksal bleibt ungelöst. Anna aber kämpft sich durch. Sie findet in schweren Zeiten Verständnis, Hilfe, Freundschaft und Vorbilder. Eine bittere Liebesenttäuschung hat an ihrer Gesundheit gerüttelt. In der Stille und Beschaulichkeit eines ländlichen Aufenthaltes findet sie ihre körperliche Kraft und das Gleichgewicht der Seele wieder. Sie kommt zur Natur und kommt zu guten Menschen. Sie lernt ihr Erleben zu objektivieren. Sie erkennt die wahre, echte Liebe: die Liebe, die nicht das Selbst sucht, sondern die andere beglücken will. Solche Liebe nimmt die Einsamkeit. So findet Anna Richter das Leben wieder. Sie wird fürder nicht mehr nach dem Wissen streben um seiner selbst und um der eigenen Person willen; sie will keine gelehrte Frau werden, aber eine, die um das Leben weiß. Am Bette der